

Erwerbslos

Autor(en): **Baetcke, Franziska**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **19 (1993)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-361520>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

erwerbslos

“Berufstätige Frauen werden von der Rezession direkt stärker betroffen als Männer. Im Auf und Ab der Wirtschaft scheinen die Frauen eine Reservefunktion zu haben.“ Und: “Die Rezession wirkt sich aber nicht nur auf die Berufstätigkeit, sondern auch indirekt auf die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft aus. (...) Allgemein droht die Gefahr, dass sich in der Rezession die Stellung der Frau, die in langer Anstrengung verbessert wurde, wieder wesentlich verschlechtert.“

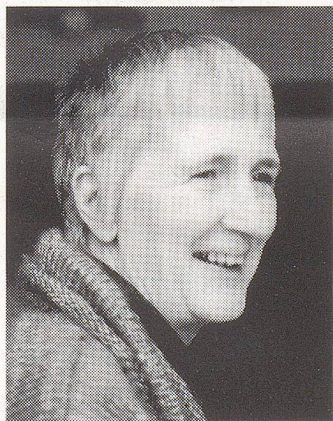
Diese Sätze schrieb die Eidgenössische Frauenkommission im ersten “F“, der Publikation für Frauenfragen, im Jahr 1976. Heute, also 17 Jahre später, müsste frau den zweiten Satz leicht ändern: Frauen “scheinen“ keine “Reservefunktion“ zu haben, sie haben mit Sicherheit diese Funktion: Geht der Wirtschaft der Schnauf aus, wird den Frauen zuerst gekündigt. Allen Anstrengungen für Gleichberechtigung zum Trotz.

Diesen Sachverhalt zu analysieren, wäre allein für sich einen grösseren Beitrag wert. Doch was erfahren Frauen, die stempeln? Inwieweit erleben sich Frauen als Opfer dieser Wirtschaftsstrukturen? Was könnten die Frauen unternehmen, um ihre Situation zu verbessern?

EMI hat drei Frauen gefragt: Zwei von ihnen, Marion Staub und Hemma Koeplin, beide während längerer Zeit erwerbslos, erzählen von ihren Erlebnissen aus dieser Zeit. Gabriela Wawrinka, Inlandstellenleiterin beim Schweizerischen Arbeiterhilfswerk, beschreibt in ihrem Bericht, welche Erfahrungen sie macht im alltäglichen Umgang mit Frauen-Erwerbslosigkeit – und welche Schlussfolgerungen sie daraus zieht. In einem Informationsteil werden abschliessend einige Bücher, Broschüren und Beratungsstellen zum Thema aufgelistet.

“Erwerbslos sein holt dich auf den Boden zurück“

Hemma Koeplin machte ihre erste Ausbildung als Buchhändlerin, war 20 Jahre lang Hausfrau und Mutter. Nach der Scheidung war sie zum erstenmal erwerbslos. Sie begann das katholische Theologiestudium auf dem “dritten Bildungsweg“ und schloss 1992 ab. Darauf folgten neun Monate Erwerbslosigkeit. Seit September 1993 ist sie als Bibliotheksangestellte tätig.



Hemma Koeplin war neun Monate lang erwerbslos.

Vor 15 Jahren kam ich in die Situation, eine kranke Frau zwei Monate lang, täglich eine Stunde, zu begleiten – bis zu ihrem Tod. Daraus ist mein Bedürfnis entstanden, Sterbehilfe zu leisten, das heisst: zu erlernen. Da es dafür in der Schweiz keine Ausbildungsmöglichkeit gibt, habe ich Theologie studiert. Nach Abschluss des Studiums und des praktischen Jahres habe ich begonnen, eine Stelle zu suchen, eine 50-Prozent-Stelle als Spitalseelsorgerin. Das Bistum Basel hat jedoch für die Stadt Basel selbst kaum Geld übrig, und die bestehenden Spitalseelsorge-Stellen sind besetzt. Zu Beginn meines Studiums hat die wirtschaftliche Lage noch nicht so prekär ausgesehen, mittlerweile würde ich jedoch sagen, dass es für mich nahezu aussichtslos ist, auf meinem Beruf eine Stelle zu bekommen. Wäre ich bereit, eine 100-Prozent-Arbeit anzunehmen, eine längere Anreisezeit zu akzeptieren oder gar meinen Wohnsitz zu verlegen, wäre es vermutlich etwas anderes. Bin ich aber nicht.

Also habe ich wohl oder übel zu stempern begonnen, täglich den Baslerstab aufgeschlagen und auf jedes Inserat, wo ich gespürt habe – ja, das könnte es sein –, habe ich mich beworben. Selbst als Kioskfrau – oder ich habe daran gedacht, den Wirtekurs zu machen und Gerantin zu werden. Bis ich über eine Bekannte von der Stelle in der Medizinbibliothek erfuhr, die ich dann auch bekommen habe. Hier bin ich als Hilfs-

kraft angestellt, voilà: 50-Prozent, mit gleitender Arbeitszeit. Physisch ist das eine sehr anstrengende Arbeit, aber das Arbeitsklima ist prima, und immerhin besteht ein Arbeitsplatz ja nicht nur aus dem Inhalt der Arbeit selbst.

Natürlich ist mir die Spannweite zwischen meinem Status als Hochschulabsolventin und meiner derzeitigen Anstellung als Hilfskraft bewusst. Aber im Augenblick ist die Erleichterung darüber, dass die Zeit der Erwerbslosigkeit endlich vorbei ist, so gross, dass mir die Arbeit hier wirklich Spass macht. Eigentlich habe ich ja erst jetzt gemerkt, wie katastrophal ich mich die ganze Zeit über gefühlt habe. Es war eine an Depressionen grenzende Situation. Grauenhaft, unbeschreiblich grauenhaft. – Und zwar nicht wegen des Arbeitsamts, und auch nicht, weil ich aus meinem Umfeld keine Unterstützung erhalten hätte, ganz im Gegenteil. Sondern wegen dieser ständigen inneren Frage: was soll ich jetzt hier? Ein demütigender Zustand.

Selbst wenn man sich der Situation intellektuell gewachsen glaubt, ist es doch – zumindest in meinem Fall – so, dass ich mich emotional absolut über meine Erwerbstätigkeit definiere. Ich will selbständig und unabhängig sein und jede Konzession daran empfinden und empfinde ich immer noch als ungeheuer demütigend. Dazu kommt, dass die Perspektive in meinem Alter, mit 53, eher finster ist.

In meiner erwerbslosen Zeit hatte ich zwei Hauptbeschäftigungen: mein Enkelkind, das ich betreue, während meine Tochter ihre Ausbildung beendet hat, und den Haushalt, den ich meinem Lebensgefährten geführt habe, für einen wohlstandstypischen Putzfrauenlohn, selbstverständlich. Ich habe gekocht, geputzt – und er hat bezahlt. Es war ein fairer Deal, und dennoch war es eine Notlösung, bisweilen auch eine demütigende, denn eigentlich hatte ich nie mehr so ausschliesslich in diesem ganzen Scheissalltagskram drinstecken wollen – dafür habe ich das Studium tatsächlich nicht gemacht.

Mir standen 400 Stempeltage zu, weit über ein Jahr, und als ich mir meine di-

“Ich wollte mein Elend mit niemandem teilen“

versen Beschäftigungen zugelegt hatte, tauchte da schon mal der Gedanke auf – also wenn du jetzt eine Stelle bekommst, dann wäre das ja ganz unpraktisch. Eine ständige Wellenbewegung zwischen dem Druck vom Arbeitsamt und dem eigenen Bemühen, sich in der Erwerbslosigkeit ein lebenswertes Leben einzurichten. Trotz der bedrohlich näherrückenden Aussteuerung, Notstandsarbeit, Fürsorge ...

Wofür ich mich jetzt schäme, ist, dass ich erst, seit ich wieder erwerbstätig bin, zu Solidarität mit Erwerbslosen wenigstens soweit in der Lage bin, dass ich mir die Zeitschrift “Stempelkissen“ kaufe. Solange ich selbst gestempelt habe, geschah es, dass ich gerne das Geld für das Heft hergegeben habe, vom Heft selbst aber nichts wissen wollte. Ich hatte das Gefühl, dass man sich gar nicht richtig solidarisieren kann, dass man einfach selbst für sich schauen muss. Ich wollte mein Elend mit niemandem teilen, ich wollte die Solidarität der anderen mit mir nicht. Aber diese Zeitschrift hätte ich dennoch lesen sollen.

Während meiner emotionalen Baisse habe ich mich bei den Kollegen vom Studium nicht blicken lassen. Erst seit ich wieder regelmässig erwerbstätig bin, besuche ich die obligatorischen Fortbildungskurse, die sich über fünf Jahre hinweg an meine Ausbildung anschliessen. Schlagartig hat sich die ganze Resignation der vergangenen neun Monate, in denen ich alle Träume begraben habe, verflüchtigt, und statt dessen sind mein Mut, meine Vitalität, mein Selbstwertgefühl wieder voll da. Ich setze mich erneut dafür ein, eines Tages meinen Beruf als Sterbebegleiterin ausüben zu können – und wenn es mit 60 ist.

Dazu kommt noch ein weiteres Problem: Solange ich hier in der Bibliothek angestellt bin, verrete ich mit meiner Arbeit eine Einrichtung, für die ich einstehen kann – bei der katholischen Kirche jedoch handelt es sich um eine Institution, mit der ich selbstredend ständig im Clinch liege. Daher der Gedanke, meinen erlernten Beruf lieber ehrenamtlich auszuüben, als eine der “pink ladies“ im Kantonsspital, die ehrenamtlich kranke Menschen besuchen. Andererseits bin ich mir bewusst, dass die eh-

renamtliche Arbeit von Frauen – gerade für eine Institution wie die katholische Kirche – überaus bequem und praktisch ist. Dennoch könnte mir meine Selbstverwirklichung unter Umständen wichtiger sein als diese grundsätzlichen Bedenken zur Ausbeutung von Frauen via Gratisarbeit.

Das Verhältnis zu den Damen und Herren auf dem Arbeitsamt war notgedrungen unpersönlich, deswegen aber nicht weniger höflich und freundlich. Mein Sachbearbeiter hat die Hände überm Kopf verworfen wegen meines Theologiestudiums – mein Gott, da finden Sie ja nie eine Stelle, und dann: was wollen Sie bloss bei der katholischen Kirche angestellt sein? Womit er ja nur recht hatte. Jedenfalls traute er mir wohl zu, dass ich mir schon selbst eine Arbeit besorge und war froh darum.

Ich kann die allgemein übliche Missachtung des Arbeitsamtes absolut nicht teilen, ich halte sie sogar für ungerecht, denn bevor die Situation auf dem Arbeitsamt für die Erwerbslosen unangenehm ist, ist sie für die dort Angestellten eine Zumutung: 180 Erwerbslose hatte zu meiner Zeit ein Sachbearbeiter zu betreuen – kein Wunder, dass die sich hinsichtlich Gesprächsaufwand und Zuzahlung ein ökonomisches Verhalten zulegen.

Für skandalös halte ich, dass Hausfrauen und Mütter nicht automatisch ALV-berechtigt sind – so als ob das keine Arbeit wäre, Kinderaufziehen. Diese 20 Jahre meines Lebens sind versicherungs- und rententechnisch eine einzige grosse Lücke. Es ist unverantwortlich, dass Frauen, die sich verheiratet, nicht unmissverständlich darauf aufmerksam gemacht werden, weiterhin die Beiträge für AHV und ALV zu bezahlen. In der katholischen Kirche gibt es immerhin einen Ehevorbereitungskurs, in dem auch Juristen gerade über derartige Vorsorgeprobleme Auskunft geben. Genau da müsste doch die praktizierte Gleichberechtigung beginnen. Meine Güte, so heil kann die Welt doch nicht einmal beim Betreten des Standesamtes sein. Oder wenn die heile Welt darin besteht, dass frau schlecht informiert ist, dann möchte ich lieber auf sie verzichten.

Marion Staub arbeitete nach ihrer KV-Lehre als Sachbearbeiterin. Darauf folgte ein längerer Aufenthalt in der französischen Schweiz. Sie besuchte den Vorkurs an der Kunstgewerbeschule Basel und die Textilfachklasse, die sie im Februar 1993 mit Diplom abschloss. Nach sieben Monaten Erwerbslosigkeit arbeitete sie – seit August 1993 – teilszeit als Sekretärin in einem Anwaltsbüro.

Bereits beim Aufnahmegespräch in die Textilfachklasse der Kunstgewerbeschule Basel sind wir darauf hingewiesen worden, dass uns nach Beendigung der dreieinhalbjährigen Ausbildung ein überfüllter Arbeitsmarkt erwarten würde. Der eher schlechten Zukunftsperspektive für meinen Beruf war ich mir bewusst, aber der Wille, die Herausforderung einer zweiten Ausbildung anzunehmen, war trotzdem stärker.

Im Februar habe ich die Schule mit dem Diplom als Textilgestalterin für Druck und Gewebe verlassen. Noch während der Ausstellungszeit der Diplomarbeiten habe ich mich beim Arbeitsamt gemeldet. Um meine Zweitausbildung zu finanzieren, hatte ich ein Darlehen aufnehmen müssen, zudem waren die Materialkosten für das Diplom sehr hoch. Ich wusste, dass ich nicht einen Monat ganz ohne Einkommen auf mich zukommen lassen dürfte und ich habe es stets als mein gutes Recht empfunden zu stempeln.

Ich habe natürlich keine Stelle gefunden, worüber ich zuerst sogar froh war. Immerhin brauchte ich doch auch Zeit,



um über das, was ich gelernt hatte, nachzudenken. Gegen Ende der Ausbildung haben mich grundsätzliche Zweifel beschlichen, ob ich nach dem selbständigen Arbeiten in der Schule überhaupt eine feste Stelle in einem Atelier haben wollte – um dort dann möglicherweise am Computer Stoffe zu entwerfen, gemäss einem Firmenprogramm, das mit meinen eigenen Gestaltungsideen nichts zu tun hat.

In den ersten Wochen meiner Erwerbslosigkeit habe ich an die Ateliers, die mich wirklich interessierten, Blindbewerbungen verschickt. Aber ich konnte mich nicht einmal irgendwo vorstellen. Daraufhin habe ich mich mehr oder weniger überall beworben. Ich habe mir überlegt, eine Teilzeitbeschäftigung anzunehmen, einfach um das Geld zum Leben und Arbeiten zu verdienen, und die Textilarbeit vorläufig in einem privaten Bereich weiterzuentwickeln. Ich wollte natürlich nicht unbedingt in ein Büro zurück, ganz einfach, weil ich von da schon einmal weggegangen war. Aber da ich direkt aus der Schule kam, standen mir nur 170 Stempeltage zu.

Nicht, dass es leicht gewesen wäre, eine Anstellung in meinem alten Beruf zu bekommen. Ich vermute, dass meine potentiellen neuen Arbeitgeber lieber jemanden mit kontinuierlicher Berufsausübung anstellten oder dass sie mich für überqualifiziert hielten und befürchteten, ich würde unmotiviert darauf reagieren, wenn ich wieder tippen müsste. Ich habe mich richtig behaupten müssen um klarzustellen, dass es meine Entscheidung ist, diese Arbeit anzunehmen und dass ich mir über ihren Inhalt keine Illusionen mache.

Jetzt muss ich mich einerseits wieder in den Aufgabenbereich einer Sekretärin einarbeiten und zugleich, also daneben, für meine Arbeit als Textilgestalterin eine Struktur finden. Die Frage ist, wie ich diese beiden Bereiche, die ja wirklich sehr verschieden sind, miteinander verbinden kann. Ich merke, dass ich viel Zeit brauche für die Umstellung, auch für die Ablösung von der Kunstgewerbeschule. Mir fehlt der Austausch, die gegenseitige Inspiration, aber auch die Ordnung des schulischen Rahmens – selbst wenn ich feststelle, dass meine

Vorstellungen von textiler Arbeit immer freier werden und ich mit den in der Schule erlernten Techniken zu spielen beginne.

In der ersten Zeit meiner Erwerbslosigkeit habe ich mich solchen Fragen nach dem eigenen Stil ausgiebig widmen können, ich habe experimentiert, gezeichnet, gewoben. Bis es mir hier im Kämmerlein zu eng wurde und ich raus wollte und reden über das, was ich gerade ausprobierte. Ich bin keine, die allein und isoliert vor sich hinarbeiten kann. Auf die Auseinandersetzung über die gestalterischen Prozesse werde ich nicht verzichten können. Auch wenn es mir manchmal so ergeht, dass ich während eines Gesprächs denke – jetzt sitzt du hier und redest und redest, wo es doch zu Hause so viel zu arbeiten gäbe. Ich hätte mir durchaus vorstellen können, dass diese Zeit des Suchens und Experimentierens und Sich-Einrichtens noch länger andauern würde. Und dass ich durch die kontinuierliche Auseinandersetzung mit meinem Anliegen auch eine Arbeitsform gefunden hätte, die mir entspricht.

Trotzdem wäre es manchmal angenehm gewesen zu wissen, das dauert jetzt noch so und so lange, und dann hast du einen Platz in diesem oder jenem Atelier. Existenzängste, Angst vor den vielen Schulden, nicht unbedingt begründete Ängste, denn was hätte man mir schon nehmen können, aber Ängste immerhin, die es dann jeweils schwierig machten, die "freie Zeit" zu geniessen. Im Augenblick stillt meine tägliche Arbeit in dem Anwaltsbüro durchaus mein Bedürfnis nach Gemeinschaft. Ich hoffe, dass ich daraus die Energie ziehen kann, nach Büroschluss für mich alleine weiterzuarbeiten. Der Job ist ein Kompromiss, keine Lebensstelle, aber er ist

Marion Staub war sieben Monate lang erwerbslos.

der eine Teil der Struktur, die ich mir für meine gewählte Situation der Zweiteilung aufbauen möchte.

Auf dem Arbeitsamt, beim Stempeln, ist mir sofort klar geworden, dass da für Fragen keine Zeit ist und sich jede ihre Informationen selber beschaffen muss. Manchmal kam ich mir vor wie in einem Roman von Kafka. Da stand ich plötzlich in dieser Warteschlange auf einem langen Gang, mitten in einer Welt, die mir bis anhin völlig fremd war. Ich habe mich wie von aussen betrachtet – aha, jetzt bist du auch hier, und der nächste Gedanke, mach bloss, dass du hier schnell wieder rauskommst. Irgendwie empfand ich mich als privilegiert, denn ich war ja eigentlich inspiriert, hatte Lust zu arbeiten und die Chance, für mich selbst arbeiten zu können. Aber ganz spurlos sind diese Gesichter und ihre Geschichten doch nicht an mir vorbeigegangen.

Meine Sachbearbeiterin bei der amtlichen Stellenvermittlung hat natürlich sehr bald gemerkt, dass in ihrem Computer keine freien Stellen für TextilentwerferInnen drin sind. Dann meinte sie, dass wir nun eben auf meinem alten Beruf suchen müssten. Obwohl ich das schon erwartet hatte, weigerte sich bei ihrem Vorschlag etwas in mir – so schnell wollte ich nicht aufgeben, ich wollte die Zeit zum Suchen. Und wenn Bürojob, dann würde ich mir den selber aussuchen wollen.

Es holt dich auf den Boden zurück, das Erwerbslossein, du fängst an, deine Ansprüche zu hinterfragen, und der Blick auf die Arbeitsrealität, nicht nur auf deine eigene, verändert sich, wird aufmerksamer, politischer. Blosses Geldverdienen wird zum zentralen Thema, Gedanken zum sozialen Netz dieses Staates, das zu bröckeln beginnt – beispielsweise durch Tageldkürzungen – schliessen sich an. Aber die Erwerbslosigkeit war keine Erfahrung, die alles verändert hat – meinen Traum von einer Ateliergemeinschaft hab' ich mir bewahrt und ich glaube daran, dass er sich verwirklichen lässt. – Er ist, während ich erwerbslos war, sogar eher noch konkreter geworden.

TEXTE: FRANZISKA BAETCKE